

Der verlorene Sohn – Die verlorenen Väter

335 Literarische Spiegelungen und Verfremdungen

Die Parabel vom verlorenen Sohn teilt die Jesuanische Sicht der Beziehung Gottes zum Menschen, des Menschen zu Gott mit. Genauer betrachtet stecken in ihr drei Geschichten: die Geschichte des bedingungslos liebenden Vaters, die des fortgegangenen Sohnes, angedeutet die des daheim gebliebenen. In der Familiengeschichte fehlt die Geschichte der Mutter (oder verhält sich der Vater wie eine Mutter?) und die der Töchter. Sie werden nicht Thema der Parabel. Zu deren Voraussetzung gehört, daß die patriarchale Familie intakt geblieben ist. Sie „funktioniert“ fraglos als Heimat; ihr Sinn wird nicht bezweifelt. Weder Urvertrauen in das Leben noch das soziale Vertrauen in die Familie sind angetastet. Der Fortgegangene braucht, wenn er heimkehrt, auch nach seiner persönlichen Katastrophe keinen Psychiater. Die Gegenwart des Vaters strahlt verstehend, beglückend, befreiend. Der Heimgekehrte wird nicht zur Rede gestellt. Die Versöhnung muß nicht in einem Rechtfertigungsritual ausgetragen werden. Anders als in den Geschichten vom Sündenfall im Paradies und von Kains Brudermord wird dem Menschen, der sich verfehlt hat, keine Warum-Frage gestellt. Der Vater, der den Sohn mit offenem Herzen empfängt, versteht offenkundig Fortgehen und Heimkehr. Keine Demütigung, kein Tribunal.

Ablösungen von der „schönen Geschichte“

In der modernen Literatur, in der Ablösung und Rebellion gegen Autoritäten ein Hauptthema sind, wurde die Parabel vom verlorenen Sohn paradigmatisch erfahren. Sie spielt ihre Beispielrolle weniger als Geschichte der möglichen Heimkehr denn als notwendiges, meist rebellisches Fortgehen. Die Ablösung wird für die Welt- und Selbstsuche des jungen Menschen eindringlich, die Trennung argumentativ begründet. Die Geschichte des verlorenen Sohnes ist geradezu das emanzipatorische Gegenmodell zu ödipaler Verhaftung. Sein Fortgehen folgt innerem Drang, wird Erkenntnis und Tat.

Ehe wir in die Geschichte der literarischen Rezeption und Verfremdung der Parabel einsteigen, erinnern wir uns, daß auffallend viele mythische Gestalten

ohne Vater erscheinen oder aber in einem gestörten Verhältnis zu ihm auftreten. Der titanische Prometheus und der heroisch leidende Sisyphos haben keinen Vater. Ödipus erschlägt seinen Vater. Orest und Hamlet hassen ihre Mütter, weil sie ihre Väter töten ließen. In der deutschen Literatur erscheinen die beiden größten mythisierten Männer, Siegfried und Faust, ohne Vater (und Mutter). Parzival, der Held mit Vater und Mutter, stammt aus der keltischen, christlich überformten Gralssage.

Das biblische Bild des Vaters und die nach der Katastrophe gelungene Rückkehr des Sohnes ist in der Weltliteratur einmalig. Die Vatergestalt ist so vollkommen, daß ihr literarisch keine Variation noch Fortsetzung folgte. Alle paradigmatischen Spiegelungen und Verfremdungen sind vom fortgegangenen Sohn her entwickelt. Der ist interessant als Gestalt der Krise: heimatflüchtig, Aussteiger, Rebell, kein „Lob des Herkommens“ (Stifter), vielmehr patriarchale Protestgestalt, schon moderne Bezweiflung, auch „Stürmer und Dränger“, subjektivistischer Romantiker, Abenteurer mit Playboyzügen; in neuerer Sicht ein Wohlstandskind, das emphatisch seinen sozialen Status wegwirft, vielleicht ein Flower-Power-Typ, der die Erotik des freien Lebens, vor allem sich selbst sucht. Als postmoderner Dekompositeur verweigert er das väterliche Lebensmuster. Etwas in ihm zersetzt den angebotenen Sinnhorizont. Aus der Bezweiflung kann auch existentialistische Verzweiflung werden.

Alle modernen Geschichten des Paradigmas „Verlorener Sohn“ kündigen die alte „schöne Geschichte“ auf. Sie suchen nicht den Vater. Sie verdächtigen ihn; stellen ihn unter Ideologieverdacht. Sie setzen gegen die (alte) absolute Vatergestalt ihre (junge) absolute Sohngestalt. Der Vater hat dem erwachsen werdenden (objektiv) nichts mehr zu bieten. Subjektiv ist das Verlangen des Sohnes nach eigenem Leben grenzenlos geworden. Der daheimgebliebene Sohn könnte ein „Kirchenchrist“ sein. Heimkehr nach Verlusten kann als Schwäche, ja Verrat betrachtet werden. Weil der junge Mann nicht die Kraft hat, seine Krise kreativ auszutragen, kehrt er zurück ins patriarchale Lebensmuster.

Spiegelungen und Verfremdungen in der neueren Literatur

1. *Friedrich Schiller: Das Vater-Sohn-Muster funktioniert nicht mehr.* Die Gestalt des verlorenen Sohnes beginnt mit der Aufklärung für die dramatische Literatur interessant zu werden. Dem jungen Friedrich Schiller stellte sich die Gestalt seines Vaters und die tyrannische seines Fürsten vor die biblisch vorausgesetzte Vater-Sohn-Beziehung. Er hatte den patriarchalen Lehrmeister und den absolutistischen Zuchtmeister als Lebensverhinderer erfahren. Aus dem Fortgehen des Sohnes und der Intrige des Daheimgebliebenen hat Schiller „Die Räuber“ als modernes Drama entwickelt. Modern heißt, die familiären Grundbeziehungen

sind bereits gestört. Das Vertrauen ist blockiert, die Kommunikation unterbrochen, Worte werden gefälscht.

Karl, der ältere Sohn, hat das väterliche Schloß verlassen, um im studentischen Leben uneingeschränkt seine Freiheit zu suchen. Seines Lebens „im Falschen“ sich bewußt werdend, bleibt er dem jüngeren Bruder Franz ausgeliefert. Der lebt, die Liebe des Vaters bezweifelnd, auch im Widerstreit mit sich selbst. Anders als in der biblischen Parabel ist der Vater ein hinfälliger Greis geworden. Wehrlos wartet er auf die Heimkehr des fortgegangenen Sohnes. Vom Daheimgebliebenen läßt er sich täuschen. Die alte Geschichte hat sich bei Schiller in eine Geschichte des machtlos gewordenen, entmachteten Vaters und der feindlichen Brüder verwandelt, sogar in eine Gott-ist-tot-Geschichte. „Es ist kein Gott“, ruft Franz, als seine Haßgeschichte aufgedeckt wird. Die Tragödie intriganter Aggressivität verhindert familiäre Versöhnung.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts sind die verlorenen Söhne literarische Hauptgestalten geworden. In der zweiten Jahrhunderthälfte werden zunehmend verlorene Väter gesichtet.

2. *Rainer Maria Rilke: Die Legende dessen, der nicht geliebt werden wollte.* Rilke hat zwischen 1904 und 1910 in Paris den Tagebuchroman „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ geschrieben. Malte muß sich von der verlogenen Scheinsicherheit der Familie, ihrem besitzergreifenden Denken und Fühlen trennen. Er erkennt und entscheidet sich gegen die Décadence-Erfahrung in der ihn umgebenden Welt. Noch vor Joyce, Kafka, Proust hat Rilke den modernen Roman als existentielle Icherkundung, das heißt Ichtrennung, begründet. Nach dem Ende der familiären und religiösen Sicherheit verabschiedet sich der Held von patriarchalen Mustern. Gegen Ende seiner Aufzeichnungen vergleicht sich Malte mit dem verlorenen Sohn der biblischen Parabel.

„Man wird mich schwer davon überzeugen, daß die Geschichte des verlorenen Sohnes nicht die Legende dessen ist, der nicht geliebt werden wollte ... Wird er bleiben und das ungefähre Leben nachlügen, das sie ihm zuschreiben, und ihnen allen mit dem ganzen Gesicht ähnlich werden? ... Wird er es aufgeben, das zu werden, was denen aus seiner Familie, die nur noch ein schwaches Herz haben, schaden könnte? Nein, er wird fortgehen ... Fortgehen für immer.“¹

Der Sohn entfernt sich aus dem Décadence-Muster der Familie. Er befreit sich aus ihrer Lebenslüge, ihrer stumpfen Vereinnahmung. Daß Malte heimgekehrt ist, um seine Kindheit, die er bloß „durchwatet“ hat, bewußt nachzuholen (die Kierkegaardsche „Wiederholung“) und grundsätzlich eine gegenstandslose Liebe (die polare Entsprechung zu Kierkegaards „gegenstandsloser Angst“) als Lebensgefühl sucht, „ziellos arbeiten“ will, ist eine andere, ziemlich komplizierte Frage künstlerischer Wahrnehmung. Wahrscheinlich steckt in ihr schon der Wille zum „transzendentalen Artefakt“ als Tätigkeit und Form der Ersetzung Gottes.

3. *André Gide: Heimkehr aus Schwäche – Ermutigung des jüngsten Sohnes.* Ist der moderne Mensch, so er seine Menschwerdung als Chance wahrnimmt, ge-

zwungen, sich aus der Familie des Vaters zu entfernen, weil er nur in der Fremde frei, außerhalb des „schönen Geheges“ Welt erfahren kann? Rilke hat in Paris Gides Erzählung „Le retour de l'enfant prodigue“ (1907) gelesen, später ins Deutsche übersetzt. Maltes Lektüre des verlorenen Sohnes im Roman spiegelt die Erfahrung des Autors.

Gide paraphrasiert zunächst die biblische Parabel. Der heimgekehrte Sohn hat Schweine gehütet. Der Erzähler erzählt die überschwengliche Begrüßung des Vaters, das Schuldbekenntnis des Sohnes, Wiedersehen der Mutter, das Festmahl, die Erzürrnung des älteren Bruders. Er distanziert jedoch das Bekannte, indem er sagt: „Ich stelle mir vor“. Gides „Vater“ ist ein bürgerlicher Vater, Haupt einer Familie mit fünf Personen. Besitzerhalt, Besitzmehrung, die Ordnung der Arbeit, der geregelte Tagesablauf stehen im Mittelpunkt. Gide psychologisiert die Entwicklung des Sohnes (der Söhne) in seiner (ihrer) Beziehung zum Vater. Wir sind im Zeitalter Freuds. Anders als in der biblischen Erzählung muß der heimgekehrte Sohn auf den Vorwurf des Vaters (zweites Kapitel) und auf den Verweis des älteren Bruders (drittes Kapitel) antworten. Dieser hat den bürgerlichen Moral-Code bereits so verinnerlicht, daß er den Vater kontrolliert und den Heimgekehrten zur Rechenschaft ruft. Der Freiheitshungrige, Chaosbegabte, Künstler nennt die Ordnung des Älteren „Verstümmelung“ und „Unterwerfung“. Die Spannung zwischen dem Bewahrenden und dem Schöpferischen bricht in der Moderne heftig auf.

Schließlich muß der Heimgekehrte mit seiner besorgt ängstlichen Mutter sprechen (viertes Kapitel). Sie erweicht ihn zu Ehe und Mitarbeit in der Verwaltung der Güter, bittet ihn, ihren jüngsten Sohn vom Fortgehen abzuhalten. Der aus Schwachheit Heimgekehrte ermutigt aber den jüngsten Bruder, kompromißlos fortzugehen, daß er wahrhaft er selbst werden kann und nicht mehr heimkehren muß². Gide wie Rilke erkannten sich selbst im Verhaltensmodell ihres verlorenen Sohnes. Emanzipation aus dem Elternhaus verbunden mit der Selbstfindung als Dichter war ihre erste Problemstufe poetischer Existenz.

4. *Die Heimkehr erscheint absurd: Franz Kafka.* Ein Jahrzehnt später schrieb Franz Kafka seine Kurzprosa „Heimkehr“ (1920). Seine Erzählung ist von der Gides und Rilkes durch die Erfahrung des Absurden getrennt. Das Bild des Vaters ist verschwunden. Es geht nicht um Selbstfindung. Alle Dinge auf dem väterlichen Hof erscheinen dem Heimkehrenden abweisend. Er übertritt die äußere, nicht mehr die innere Schwelle. Der Zögerliche glaubt, daß der Vater das Gespräch verweigert habe und verweigere. Die Heimkehr geschieht nur mehr lokal. Ein Gespräch findet nicht statt. Die Situation bleibt absurd.

Der fürchterliche Brief, den Franz Kafka im November 1919, 36jährig, seinem Vater geschrieben hat, muß hier vorausgesetzt werden. Vierzig Druckseiten formulieren die kapitale Anklage. Der Sohn brüllt Enttäuschung, Trauer, Frust, seine angestaute, eingesperrte Aggressivität aus der Jammerseele.

„Du kannst ein Kind nur so behandeln, wie Du eben selbst geschaffen bist, mit Kraft, Lärm, Jähzorn, und in diesem Fall schien Dir das auch noch überdies deshalb sehr gut geeignet, weil Du einen kräftigen mutigen Jungen in mir aufziehen wolltest ... Damals und überall hätte ich Aufmunterung gebraucht. Ich war schon niedergedrückt durch Deine Körperlichkeit ... Ich mager, schwach, schmal, Du stark, groß, breit ... In Deinem Lehnstuhl registertest Du die Welt. Deine Meinung war richtig, jede andere verrückt, überspannt, meschugge, nicht normal.“³

Die Mutter hinderte Franz, den Brief zu übergeben. In der Kurzprosa „Heimkehr“ hat der Autor Kafka die mißliche Vater-Sohn-Beziehung wenn nicht aus der Welt, so doch aus seinem Bewußtsein geschafft. Von der Schuld des Sohnes kann nicht mehr die Rede sein. Das in einem Winkel des Herzens noch erwartete Gespräch wird verhindert. Der heimgekehrte Sohn glaubt zwar, den Uhrenschlag aus Kindertagen zu hören. Aber er tritt nicht mehr über die Küchenschwelle, wo sie sitzen. „Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man.“ Aus der möglichen Rückgewinnung gegenseitigen Vertrauens ist größtmögliche Fremdheit geworden. Die indikativische Annäherung schlägt sprachlich in immer größeren konjunktivischen Abstand um. Kafkas monologisch erzählte „Heimkehr“ ist eine gnadenlose Trennungsgeschichte. Der jüdisch-religiöse und der bürgerlich-private Vater haben ihre Funktion verloren.

5. *Der sozialpolitische Protest gegen die Väter.* Ihre Sohnschaft haben im ersten Drittel des Jahrhunderts viele aufgekündigt. Nennen wir über die Prager Rilke und Kafka hinaus so unterschiedliche Autoren wie Gottfried Benn, Hermann Hesse, Alfred Döblin, Bert Brecht. Religiöse Spuren und Abwandlungen des Bildes vom verlorenen Sohn, auch Variationen des Motivs von Schuld und Gnade, finden sich in Ernst Barlachs expressionistischen Dramen.

Gustav Regler (1898–1963), katholisch von Geburt, 1929 Mitglied der KPD, Teilnehmer am spanischen Bürgerkrieg, nachfolgender Bruch (1942) mit der KP, veröffentlichte 1933 seinen Roman „Der verlorene Sohn“. Wahrscheinlich kannte er Gides und Rilkes Erzählung. Sein Roman bezieht sich partiell, aber programmatisch auf die Entfremdung von Haus und Vater. In Leon, der Hauptgestalt des Romans, versucht Regler seine autobiographische Vergangenheit aufzuarbeiten. Der Klosterschüler Leon liest die „Bekenntnisse“ des Augustinus gegen den Strich. Nicht aus der Welt in das Reich des Glaubens, sondern in eine von jeder Transzendenz befreite Diesseitigkeit soll sein Weg gehen. Ansichten von Wilhelm Reich, Reglers Nachbar in der Berliner Künstlerkolonie, hinterließen Spuren. Gegen katholische Sexualmoral wird südliche Sinnenwelt gestellt. Provozierende Vätergestalt im Hintergrund ist die katholische Kirche. Sinnenfeindlich übt sie geistige Gewalt aus, blind und taub verhält sie sich gegenüber sozialen Nöten der Arbeiter. Leon ist ein enttäuschter Frommer.

Die Kommunisten hatten Schwierigkeiten, den Exil-Roman im Kontext des Klassenkampfs zu interpretieren. Die hierarchische Struktur, die Regler der katholischen Kirche vorhält, übersieht er (vorerst) an der Kommunistischen Partei.

Anprangerung und Parteinahme verraten einen Autor, dem es um ideologische Rechtfertigung des gewonnenen Standorts und der Perspektive geht.

Nach 1945 nannte man die Soldaten, die aus Krieg und Gefangenschaft nach Hause kamen, Heimkehrer. Obschon ihre Situation zunächst wenig mit der Jesuanischen Parabel zu tun hat – die wenigsten gingen, um Selbstwerdung und Freiheit zu erproben –, taucht das Motiv des verlorenen Sohnes in schriftstellerischen Texten jener Jahre wiederholt auf: bei Wolfgang Borchert im Hörspiel „Draußen vor der Tür“, ausdrücklich in Gedichten von Wolfgang Bächler, schließlich im „Ruf“, der Zeitschrift der „jungen heimkehrenden Generation“.

Der nach New York emigrierte *Hans Sahl* publizierte in der ersten Nummer (1946) sein Erzählgedicht „Der verlorene Sohn“. Nach zehn Jahren erzwungener Fremde kehrt einer zurück, in einer nicht völlig zerstörten Stadt „das Haus seiner Väter“ zu suchen. Er findet fremde Menschen, die mordeten und nicht mehr wußten, „was Gut und Böse ist“. Der Heimgekehrte kommt sich erneut verloren vor. Eine Stimme ermutigt den Sohn, Hand anzulegen am Aufbau der zerstörten Heimat. Kein Vater ruft. Der Sohn hilft von sich aus, das zerstörte Vaterhaus wieder aufzubauen. Es war ein freundlicher Brief, den der Emigrant Hans Sahl damals aus New York nach Deutschland gesandt hat.

Horst Bienek hat das Motiv des verlorenen Sohnes als Emigrant in den späten achtziger Jahren in seiner Erzählung „Die ungleichen Brüder“ nochmals gestaltet. Der Maler Lukas hatte fliehen müssen, weil er – in den Jahren „entarteter Kunst“ – seine Bilder liebte und seine Freiheit. Bienek thematisiert die schmerzliche Wiederbegegnung des Heimkehrers Lukas mit dem in der Nazizeit daheimgebliebenen Adam, jetzt Manager und Vorsitzender. Bruder Adam hat von Mord und Unrecht angeblich nicht gewußt. Auch bei Bienek werden Fortgang und Heimkehr des Verlorenen sozialpolitisch motiviert⁴.

6. *Verloren „bei Spargelspitzen und Hummer“: Die Zäsur Wohlstand*. Der Kontext der Verlorenheit in der biblischen Parabel heißt Armut. Der vornehme Erbsohn muß Schweine hüten. Er ernährt sich, um zu überleben, von Schoten, Abfall, Weggeworfenem (aus der Mülltonne, müßten wir heute sagen). *Kurt Marti* hat als erster literarisch bewußtgemacht, daß sich Verlorenheit heute im Wohlstand ereignen kann. Soziologen sprechen von „Wohlstandsverwahrlosung“. Mit dem Bezugsfeld verändert sich das Wortfeld. Der Sohn (auch der Vater) kann verlorengehen im Überfluß. Der Verlorene nährt sich in Martis „gleichnis in der progression“ nicht „am Schweinekoben“, sondern von „Spargelspitzen und Hummer“. Fremde nimmt eine andere Richtung, Entfremdung eine andere Qualität an. Auch der in die Trennung involvierte verlorene Vater erleidet eine andere Form des Wartens, Hoffens, Leidens.

In seinem Bericht „Mutmaßungen über einen verlorenen Sohn“ (1991) rückt *Ernst Berger* die Verlorenheit des Vaters und des Sohnes in den veränderten sozialen Kontext.

„Ein Leben, das dazu dient, Zeit totzuschlagen, bezahle ich nicht.“ So der Vater. Der Sohn: „Dazu kannst du gerichtlich gezwungen werden.“ ... Bei seinem jährlichen Besuch hauste der Sohn wie ein Schatten im Keller, vierzehn Stunden Schlaf, bis mittags, zum Essen tauchte er auf, die schwarzgefärbten Haare punkig hochgestylt, grinsend, nicht unfreundlich, später tauchte er wieder weg und blätterte stundenlang Zeitschriften durch. Abends hatte er „Bock“ auf Horrorfilme ... Die Rolle des verständnisvoll-väterlichen Freundes, die ich meinem Sohn gegenüber spielen wollte, wurde nicht angenommen. Ich agierte auf leerer Bühne, wartete darauf, daß mein Sohn seinen Part spielte, aber er inszenierte lieber sein eigenes Stück ... Mit seiner Lehrlingsvergütung kommt er nicht aus. Er beschimpft mich, weil er glaubt, er bekommt zuwenig Geld.“⁵

Der Sohn ist eine „Leerstelle“, der Vater ein „Außenstehender“ geworden. Er möchte einen Sohn als Menschen haben. Der aber will nur die materielle Versorgungsfunktion des Erzeugers.

7. *In der vaterlosen Gesellschaft bleibt die Vaterstelle leer.* In deutschen Landen sind die Väter in einen doppelten Verruf gekommen, zuerst politisch, dann als Erzeuger. Politisch in der Nazizeit; zahlreiche Autoren (von Guntram Vesper bis Christoph Meckel) fragen ihre Väter: Wo warst du in den Nazijahren? Was hast du gewußt, erlaubt, verschwiegen, getan? Heute, in der „permissive society“, geben viele Väter ihre Erzieheraufgabe früh auf. Andere weigern sich, ihren Kindern häusliche Nähe zu schenken, manche überhaupt Väter zu werden. Der schönen Geschichte vom bedingungslos guten Vater wurde vielerorts die reale Erlebnisbasis entzogen. Die Söhne bleiben in ihrem Fortgehen wie in ihrer Verlorenheit allein. Der Möglichkeit der Heimkehr ist, wie schon bei Kafka thematisiert, die wichtigste Gestalt entzogen.

In der literarischen Nutzung und Spiegelung des Modells „Verlorener Sohn“ interessierte das transzendierende Vaterbild am wenigsten. Je hellsichtiger Abschied, Aufbruch, Protest dargestellt werden, desto mehr entschwindet die biblische Vatergestalt. In einer rein weltlichen Geschichte – außerhalb des Glaubens – kommt die biblische Verweisungs-gestalt nicht ins Sicht. An die Stelle des „himmlischen“, transzendierenden Vaters treten irdische Realgestalten. Sie wurden zunehmend fragwürdiger: autoritär, patriarchal, sogar tyrannisch, persönlich fühllos, schwach und unbedeutend, politisch mitläuferisch und feig, als Bezugsperson unzuverlässig. Zuletzt verschwanden sie personlos.

Von der Mangelgestalt der Väter distanzierten sich die Söhne unter Protest, enttäuscht oder mit leiserem Abschied. Immer fordernder wurde die Selbstsuche, problematischer die kommunikative Selbstwerdung der Söhne. Zur emanzipatorischen Trennung kam die stimmungsmäßige und die De-facto-Trennung der Söhne. Zuletzt trennten sich sogar Väter von ihren Söhnen. Martin Walser hat in seinem Roman „Ohne einander“ (1993) dieses fast lautlose Auseinanderdriften kritisch vorgezeigt⁶. Die Protestrolle der Söhne gegen die Väter ist nach hundert, ja zweihundert Jahren literarisch ausgereizt. Die verlorene Beziehung bleibt als Vatersuche gefragt.

Innerhalb der katholischen Kirche hat die Vater-Sohn-Geschichte als Konflikt-

geschichte, wenn man von bleibend geschehenen Trennungen absieht, erst begonnen. Ihr höchstes Vaterbild ist der Papst. Hat der „papa“ als Leuchtgestalt mehr Anteil an der Jesuanischen oder als einer, der Rechtfertigung verlangt und für Familienzugehörigkeit Bedingungen setzt, eher an einer irdischen Vatergestalt?

Über die soziale Zuordnung hinaus bleiben Fragen. Welche Bilder bleiben wichtig? Welche Erfahrungen müssen zugelassen werden, möglich sein? Welche Konflikte mündig werdender Söhne mit ihren Vätern sind, auch von den Vätern her, auszutragen? Ästhetisch und theologisch aber ist zu fragen: Wie können – in einer von Bildern überschwemmten, permissiven, vaterlosen Gesellschaft – Bild, Wirklichkeitserfahrung und transzendierender Glaube sich dem bewußt denkenden Menschen so zusammenfügen, daß der biblische Vater vorstellbar wird, sein Vorschein „scheinen“ kann?

ANMERKUNGEN

¹ R. M. Rilke, Werke, Bd. 5 (Frankfurt 1966, 1980) 338 ff.

² A. Gide, Die Rückkehr d. verlorenen Sohnes (Leipzig 1914, Frankfurt 1987).

³ F. Kafka, Werke (Frankfurt 1986); Heimkehr in: Beschreibung eines Kampfes 107; Brief an den Vater in: Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande 119–162.

⁴ G. Regler, Der verlorene Sohn. Roman, in: Werke, Bd. 1 (Frankfurt 1994); H. Bienek, Die ungleichen Brüder. Keine Bibel-Auslegung (München 1988).

⁵ K. Marti, gleichnis in der progression, in: ders., gedichte am rand (Köln 1968) 48; der Text verändert in: geduld und revolte (Stuttgart 1984) 48; E. Berger, Mutmaßungen über einen verlorenen Sohn, in: SZ 21. 12. 1991.

⁶ M. Walser, Ohne einander. Roman (Frankfurt 1993).